

## Der Sturz des Phaeton – Wilhelm Speyer: *Das Glück der Andernachs*<sup>1</sup>

„Alle mörderischen Anwandlungen und ideologischen Verblendungen schlummern offenbar in der Natur des Menschen.“

(Saul Friedländer, in: *Der Spiegel* 41/2007, S. 214).

1947, unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges, zu einer Zeit, als in Europa Hunderttausende jüdischer DPs, ehemalige Z-Häftlinge, auf die Chance eines Neubeginns hoffen, erscheint im Zürcher Micha Verlag Wilhelm Speyers Roman *Das Glück der Andernachs*. An Widersprüchlichkeit und Sarkasmus ist der Roman kaum zu übertreffen. Aus der Perspektive eines scheinbar neutralen, unparteiischen Autors, der in diesem Text zu einem Großteil sicherlich mit fiktiven Personen operiert, z.T. aber auch mit Gestalten seiner eigenen Familie, wird der Blick auf die vermeintliche Glanzzeit des deutschen Judentums, die Phase der legendären „deutsch-jüdische Symbiose“, gerichtet, die durch Gestalten wie Martin Buber, Franz Rosenzweig oder – im industriellen Bereich – Walther Rathenau geprägt ist. *Das Glück der Andernachs* ist eine in Form einer Familiengeschichte erzählte Abhandlung über die Widersprüchlichkeit einer zentralen Epoche der deutschen Geschichte und speziell über das verhängnisvolle Assimilations- und Integrationsbestreben der deutsch-jüdischen Oberschicht.

Die Handlung beginnt im Berlin des Jahres 1887. Das Buch schildert das Leben einer großbürgerlichen Berliner jüdischen Fabrikantenfamilie, detailbezogen, mit emotionaler Einfühlung, aber zugleich auch mit sarkastisch-spöttischen Pointierungen, insgesamt unverkennbar ein Hymnus auf die weltstädtische Atmosphäre Berlins unmittelbar vor dem ominösen „Dreikaiserjahr“, vor allem aber, trotz gelegentlicher Seitenblicke auf den Hofprediger Stoecker und Heinrich von Treitschke,<sup>2</sup> auf das intellektuelle Klima dieser Stadt: den Geist der Aufklärung, der Liberalität. Sowohl am Romanfang wie am Romanende taucht schattenhaft jedoch bereits die Gestalt des Prinzen Wilhelm auf, des späteren Wilhelms II., eines – wie es in Bezug auf das Urteil seines Vaters, Friedrichs III., heißt – unreifen jungen Mannes mit lärmender Rhetorik, taktlos, unkontrolliert und politisch in der Kategorie eines Rittmeisters urteilend.<sup>3</sup> Der Autor dieses Buches, Wilhelm Speyer, ist ein enger Bekannter von Thomas Mann und ein guter Freund von Bruno Frank. Speyer lebt zu dieser Zeit als Emigrant in Kalifornien. Das Buch besitzt deutliche familiengeschichtliche Anklänge, die Speyers Freunden sicherlich vor Augen standen.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Der Text ist 2009 in dem von Helga Karrenbrock und Walter Fähnders herausgegebenen Sammelband *Wilhelm Speyer (1887 – 1952). Zehn Beiträge zu seiner Wiederentdeckung* (Bielefeld: Aisthesis Verlag) erschienen.

<sup>2</sup> Sowohl Stoecker als auch Treitschke sind zentrale Gestalten des „Berliner Antisemitismusstreits“. Vgl. *Der „Berliner Antisemitismusstreit“ 1879-1881. Eine Kontroverse um die Zugehörigkeit der deutschen Juden zur Nation. Kommentierte Quellenedition*. Bearbeitet von Karsten Krieger. München 2003.

<sup>3</sup> Wilhelm Speyer. *Das Glück der Andernachs*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1983 (= Verboten und verbrannt/Exil), S. 463. – Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

<sup>4</sup> Die Verwandtschaft der Namen Speyer und Andernach ist signifikant. Folgende Sachverhalte ließen sich eruieren: Bei Jacob Jacobson: *Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809-1851*, ist ein Salomon Speyer, Disponent, Militäreffektenhändler, Große Friedrichstr. 172, geb. am 14.12.1820 in Breslau, Gold- und Silbermanufaktur, Militäreffektenfabrikant (Fa. Mohr und Speyer) nachgewiesen. Zwischen 1868 und 1871 siedelte er in die Jägerstraße 15 um. Er heiratete am 7. Mai 1849 Louise Levinson, die Tochter des Wollmaklers Heymann Levinson.

Der Roman erregte in den Kreisen der deutschsprachigen Emigration, soweit man ihn überhaupt zur Kenntnis nahm, vermutlich in mancherlei Hinsicht Anstoß, obwohl eine entsprechende Kritik allenfalls in Ansätzen erkennbar wird.<sup>5</sup> Dass es hier vergleichsweise wenig Reaktionen gab, mag z.T. auch daran gelegen haben, dass das Buch für die meisten der in überseeischen Asylländern lebenden Emigranten zu dieser Zeit kaum erreichbar war<sup>6</sup> und der Micha Verlag kurze Zeit später die Arbeit einstellte. Es gab aber auch nahe liegende Gründe, dass man auf den Roman nicht näher einging. Die Thematik war angesichts der aktuellen Situation, die von Armut und bitterster Not der Hitler-Flüchtlinge bestimmt war, dem Verlust sämtlichen seit Generationen erarbeiteten Besitzes – eines Faktums, von dem der Autor Wilhelm Speyer selber betroffen war –, nicht zeitgemäß. Die Familie Andernach, die im Zentrum stand, repräsentierte den immensen Reichtum der ehemals in Berlin lebenden jüdischen Familien: der Familien Bleichröder, Reichenheim, Herz, Liebermann, Friedländer, Mendelssohn Bartholdy, Pringsheim und Rauch.<sup>7</sup> Von diesem Reichtum war jedoch momentan – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nichts mehr vorhanden. Im Gegenteil: Ein Großteil der Angehörigen dieser Familien war im Holocaust ermordet worden. Und war es etwa von Relevanz, über die befremdliche sexuelle Freizügigkeit der männlichen Familienghörigen der hier geschilderten Familie Andernach zu berichten?<sup>8</sup> Entsprechendes gehörte bekanntlich zu den Stereotypen des NS-Antisemitismus.

Der Roman wurde allerdings von Hermann Hesse positiv rezensiert,<sup>9</sup> und Alfred Döblin hob 1952 in seinem Nachruf auf Wilhelm Speyer speziell diesen Roman als „sein bestes

Salomon Speyer, Kommerzienrat, Fabrikbesitzer, letzte Adresse Viktoriastr. 1, verstarb am 31. Januar 1893 in Berlin. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee beigesetzt (Erbgrabnis 432). Seine Ehefrau verstarb am 12. Januar 1906 und wurde ebenfalls im Familienbegräbnis beigesetzt. Als Hinterbliebene sind angegeben: Dr. Friedrich Speyer, Arzt, Maaßenstraße 24 (Austritt aus der jüdischen Gemeinde im Jahr 1893); Margarete Gerson, Witwe, Nachodstraße 24; Antonie Wolff (sowie ihr Ehemann Paul Adolf Wolff, Kaufmann), Hohenzollernstraße [Hohenzollernsdamm?] 26, alle evangelischer Konfession. – Zwei weitere Söhne Salomon Speyers verstarben vermutlich bereits vor dem Jahr 1906, da sie unter den Hinterbliebenen nicht aufgeführt sind. Von ihnen ist Ernst Speyer, Fabrikbesitzer, geb. am 12. Dezember 1858 in Berlin, Viktoriastraße 10 a, in der Kartei der Austritte aus der Jüdischen Gemeinde zu Berlin verzeichnet (Austritt 1889). Ein zweiter Sohn: Paul Speyer, Kaufmann, Jägerstraße 15, offensichtlich Wilhelm Speyers Vater, ist zwischen 1886 und 1892 in den „Verzeichnissen der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin“ aufgeführt. Ab 1898 sind Salomon (verst.) und Paul in diesen Listen nicht mehr enthalten. – Ich danke für diese Auskünfte Frau Barbara Welker, Wiss. Archivarin im Archiv der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum.

Setzt man zu diesen Fakten den Autor Wilhelm Speyer und die Figuren des Romans in Beziehung, so ergibt sich folgendes Bild: Wilhelm Speyer war der Sohn Paul Speyers und seiner Ehefrau Rosa. Er wurde am 21. Februar 1887 in Berlin geboren. Im Roman wird im Februar 1887 [!] Walter Andernach, der Sohn von Paul [!] und Bettina Andernach, geboren. Von Walter Andernach wird gesagt, dass er – wie Wilhelm Speyer – während des Zweiten Weltkrieges im Exil in Kalifornien lebt. – Die Romanhandlung spielt in zwei benachbarten Häusern in der Jägerstraße [!], in Nr. 14a und 14b. Die Söhne Ephraim Andernachs Salomon [!] Friedrich Wilhelm wie Paul Andernach bemühen sich, die Jägerstraße – eine traditionell jüdische Wohngegend – zu verlassen und in die Viktoriastraße [!] bzw. zum Kurfürstendamm umzuziehen, wie es Salomon und Ernst Speyer tatsächlich taten.

<sup>5</sup> Klaus Mann z.B. schreibt in einem Brief an Robert H. Heilbrunn v. 26. April 1948: „Auch vertreibe ich mir die Zeit mit dem neuen Willy Speyer, ‚Das Glück der Andernachs‘ – ein recht gediegener, teilweise schön-geschriebener Berliner Familienroman, der Ihnen wegen seiner bemerkenswert *konservativen* Gesinnung gewiß zusagen würde“. In: Klaus Mann: *Briefe*. Hrsg. von Friedrich Albrecht. Berlin/Weimar 1988, S. 545.

<sup>6</sup> Vermutlich gelangten nur wenige Exemplare in die eigentlichen Zentren des Exils, also nach New York, London oder Buenos Aires. Andererseits ist fast anzunehmen, dass eine Zeitschrift wie der New Yorker *Aufbau* von einer Besprechung bewusst absah, weil man die Thematik und den Darstellungsstil als anstößig empfand.

<sup>7</sup> Die Namen dieser Familien werden im Buch genannt, vgl. Speyer. Andernach, S. 131 u. 1941.

<sup>8</sup> Vgl. die Schilderung der von Seiten beider Beteiligten ‚ehelicherischen‘ Beziehung zwischen Paul und Bettina Andernach.

<sup>9</sup> Hermann Hesse: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Volker Michels. Bd. 20: Die Welt im Buch. Frankfurt a.M. 2005, S. 305 f. Ich danke Helga Abret für diesen Hinweis. – Hesse legt in seiner kurzen, aber überaus positiven Be-

Werk“ besonders hervor<sup>10</sup>. Auch Thomas Mann hatte sich für Speyer eingesetzt und mit einem Brief an das American Committee for Refugee Scholars, Writers and Artists vom 8. Januar Speyers Antrag, die Fertigstellung des Romans durch ein Stipendium zu fördern, unterstützt.<sup>11</sup>

### **Die wirtschaftliche, kulturelle und religiöse Situation der Familie Andernach**

In dem Roman werden drei Generationen der Berliner Familie Andernach vorgestellt, Inhaber der Firma „Trier-Andernach, Militär-Effekten. Berlin W.“ Sie bewohnen zwei benachbarte Häuser in der Berliner Jägerstraße, einer Straße im traditionell jüdischen Berliner Wohnbezirk. Eines dient als Wohnhaus, das andere als Fabrikations-, Kontor- und Verkaufsgebäude und einem Teil der Familie auch als Wohngebäude. Die erste Generation wird durch Jakob Ephraim Andernach, geb. am 1. Januar 1797, und seine Frau Juliette repräsentiert, die zweite durch Ephraims und Juliettes Söhne, die zugleich die Firmenchefs sind: durch Salomon Friedrich Wilhelm, „den man neuerdings nur noch Friedrich Wilhelm nannte“ (S. 65);<sup>12</sup> Charles<sup>13</sup> und Ludwig, der noch unverheiratet ist, Beziehungen nach Potsdam zum Umfeld der Kronprinzenfamilie pflegt und in der Jägerstraße zwar noch ein Zimmer hat, hier aber nicht mehr wohnt; Paul, ein geschickter Geschäftsmann, der verheiratet, aber auch ein Schürzenjäger ist. Ein weiterer Sohn: Werner, vertritt die Firma in Moskau. Ephraims und Juliettes zahlreiche Enkelkinder repräsentieren die dritte Generation der Familie Andernach, darunter Friedrich Wilhelms und Louises erwachsene Töchter Malwine verh. Werthern und Lotte. Lotte will Ferdinand Rauch heiraten, einen preußischen Regierungsrat, den Sohn des Besitzers einer liberalen Berliner Tageszeitung, *einen Christen*. Dieser Konflikt bildet das Zentrum des Romans.

Sieht man von wenigen Extravaganzen und gelegentlichen Eskapaden einzelner, vor allem Pauls, ab, ist der Gesamteindruck der Familie „bürgerlich“. Mit Ausnahme der üblichen innerfamiliären Differenzen wie etwa Streitigkeiten zwischen Louise Andernach, der Frau von Friedrich Wilhelm Andernach, und ihrer Tochter Malwine, die in ihren Lebensvorstellungen absolut differieren, ist der familiäre Umgangston unprätentiös und freundlich-respektvoll. Die Männer sind Geschäftsleute, in ihrem Auftreten bewusst sachlich und auf Autorität bedacht; Louise Andernach führt den Haushalt. Man ist Teil einer gut gebildeten, gut informierten, ungewein kultivierten Oberschicht. Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass die jüngeren weiblichen Familienmitglieder mit französisch sprechenden Kindermädchen oder Gouvernan-

---

sprechung den Bezug vor allem auf die Ursprünge des Antisemitismus und auf die unzureichenden wie z.T. fragwürdigen Reaktionen der jüdischen Bevölkerungsgruppe.

<sup>10</sup> Alfred Döblin: „Nachruf auf Wilhelm Speyer“. In: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften und der Literatur* (Mainz) 1952. Wiesbaden 1952, S. 141-143, hier S. 141.

<sup>11</sup> Thomas Mann berichtet hier von einer Lesung Speyers in privatem Kreis. Er schreibt, dass er dabei „einige signifikante Kapitel aus dem Buch kennenlernte, die mich überzeugten, daß hier ein Werk von entschiedener Bedeutung, von dokumentarischem Wert und von dichterischem Reiz in Entstehung begriffen ist“. In: Thomas Mann: *Briefe 1937-1947*. Hrsg. von Erika Mann. Frankfurt a.M. 1963, S. 474 f.

<sup>12</sup> Salomon Friedrich Wilhelm Andernach ist Louise geb. Veit verheiratet. Der Roman spielt hier auf die historische Rolle der Familie Veit an (S. 75): Es handelt sich um eine vornehme, im 17. Jahrhundert unter dem Großen Kurfürsten aus Wien eingewanderte jüdische Familie, die es sowohl durch Bildung als auch durch Vermögen in Berlin zu höchstem Ansehen gebracht hatte. Vgl. Michael Brenner/Stefi Jersch-Wenzel/Michael A. Meyer. *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Bd. II. *Emanzipation und Akkulturation 1780-1871*. München 1996.

<sup>13</sup> Charles und Anna Andernach haben bereits die Jägerstraße verlassen und wohnen in der Nähe des Kurfürstendamms, am Lützow-Ufer.

ten<sup>14</sup> aufgewachsen sind, daher wechselt die Konversation ohne Schwierigkeiten vom Deutschen ins Französische und umgekehrt. Ebenso ist es selbstverständlich, dass der Bildungskanon der klassischen Antike zumindest in Zitaten und Anspielungen in der Konversation präsent ist. Für den Seniorchef der Firma, Ephraim Andernach, sind die Antike wie die deutsche Klassik ohnehin Bildungserfahrungen, auf die er stolz ist und auf die er immer wieder – vor allem im Gespräch mit seiner Enkelin Lotte – Bezug nimmt.

Aufgrund des finanziell ungemein einträglichen, prosperierenden Geschäfts mit Uniformen gehört die Familie Andernach zur kleinen Gruppe der Allerreichsten. Aufgrund dieses Reichtums leben die Andernachs buchstäblich ‚in einer anderen Welt‘ als die Mehrzahl der Bevölkerung, als die ‚kleinen Leute‘: die Dienstboten und Droschkenkutscher, die in dem Roman auftreten. Vertreter anderer Berufe: Handwerker bzw. Arbeiter der Andernachschen Firma, treten nicht in Erscheinung. Auch Dorothea Schröder, die Geliebte des Juniorchefs der Firma, eine Schneiderin, lebt – oft zitiert – in einer ‚anderen Gegend‘: in der Katzbachstraße. Noch wohnen die Andernachs weiterhin in der Jägerstraße, also im innerstädtischen Bereich, der inzwischen nicht mehr sonderlich prestigeträchtig ist, doch ist das vor allem dem Respekt gegenüber dem Seniorchef geschuldet. Die jüngeren Familienmitglieder jedenfalls liebäugeln bereits mit einem Umzug in repräsentativere Stadtviertel.

Der Reichtum der Familie wird in erster Linie am Lebensstil und an der Ausstattung des Hauses erkennbar. Das Schlafgemach des Großvaters Ephraim Andernach z.B. zielt ein schmal umlaufender handgemalter Fries, der von Schinkel entworfen und auch von ihm gemalt worden ist – Ephraim Andernach spricht liebevoll von seiner ‚Tapete‘. Der Exklusivität dieses Wandschmucks ist man sich durchaus bewusst.<sup>15</sup> An Festtagen tragen die weiblichen Familienmitglieder extrem aufwändige und teure Garderoben; der elegante Anzug der Männer ist ohnehin selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist eine hinlängliche, aber auch nicht zu umfangreiche Dienerschaft. Man vermeidet ein allzu pompöses Auftreten. Im familiären Kreise wird exquisit gespeist. Zum Festessen am Neujahrsabend, mit dem – von mehreren kleinen Einzelszenen abgesehen – der Roman beginnt und zu dem bis auf zwei abwesende Söhne die ganze Familie samt Enkelkindern versammelt ist, gehört – als Besonderheit durchaus bewundert – Kaviar, der von dem in Moskau tätigen Sohn spendiert worden ist, dazu Gans- und Rehbraten, Langusten und Nordseecrevetten. Als Dessert wird eine kunstvoll in Form des Berliner Alten Museums gestaltete Eis-Torte serviert – eine kapriziöse Anspielung auf Bildung und Bildungsanspruch der Familie –, und als Getränke werden verschiedene Weine gereicht, darunter ein gewiss erlesener Château d’Yquem 1858 (!). Die Tischdekoration bilden Mimosen aus Nizza.

Die Andernachs sind sich ihrer jüdischen Herkunft bewusst, aber sie verstehen die Religion als einen allenfalls formellen Rahmen.<sup>16</sup> Situationsbezogene Pragmatik dominiert. Man isst nicht mehr koscher und man geht höchst selten, im Grunde kaum noch in die Synagoge. Die Sabbatrituale werden in Teilen noch gepflegt, aber auch hier weniger aus religiöser Bindung denn als Bestandteil einer alt hergebrachten familiären Tradition: als Ausweis von Soli-

<sup>14</sup> Diese Gouvernanten werden durch ‚Mlle. Witchie‘, eine Engländerin, repräsentiert, eine klassische ‚komischer Figur‘.

<sup>15</sup> Auch andere Räume sind exklusiv ausgestattet. In Lottes Schlafzimmer hängen z.B. Handzeichnungen von Adolph (von) Menzel (S. 349).

<sup>16</sup> Ephraim Andernach, der Seniorchef, versteht sich als Monist im Geiste Spinozas und der deutschen Klassik. In der Tradition Moses Mendelssohns besteht er gleichwohl darauf, ‚Jude‘ zu sein.

dität und Konservativismus.<sup>17</sup> Dazu gehört auch, dass am Festtag die Hausfrau selber die Suppe serviert und nicht die Dienerschaft. Man legt Wert auf diskrete Distanz gegenüber anderen jüdischen Familien, die eine Nobilitierung bzw. den Erwerb eines Ritterguts anstreben. Man ist sich der eigenen Familiengeschichte – eines über zwei Generationen sich entwickelnden allmählichen wirtschaftlichen und sozialen Aufstiegs – bewusst und ist geprägt von einem entsprechenden Selbstwertgefühl. Mit den ebenfalls jüdischen Stroumenbergs, die allzu schnell reich geworden sind, verkehrt man nicht (S. 198).<sup>18</sup> Ein Tatbestand, der gewisse Irritationen auslöst, ist der Gedanke an eine mögliche Konversion zum christlichen Glauben bzw. an die Heirat mit einem nicht-jüdischen Partner.<sup>19</sup> De facto ist die Entscheidung zur Konversion für die Altersgruppe der Söhne und Töchter Ephraim Andernachs jedoch längst gefallen. Man will auch dem Bekenntnis nach ein „deutscher Staatsbürger“ sein. Nur aus Respekt vor dem Vater wartet man mit dem Vollzug.

Die Firma verfügt im Deutschen Reich über 12 Filialen und darüber hinaus über Niederlassungen in Den Haag, Bern, Istanbul, Belgrad, Athen, Rio de Janeiro und La Paz. Die Andernachs weisen auf ihrem Briefpapier mit Selbstbewusstsein darauf hin, das sie „Hoflieferanten Sr. Ottomanischen Majestät des Sultans der Türkei [sind], Sr. Majestät des Königs von Württemberg, Sr. Majestät des Königs der Niederlande, Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen, der Großherzöge von Hessen und bei Rhein, von Mecklenburg-Schwerin, von Sachsen-Weimar-Eisenach“ – „und so fort bis hinunter zum Statthalter von Elsaß-Lothringen, Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst“ (S. 11 f.). Allerdings wurde der Firma noch nicht der Titel eines „Hoflieferanten des deutschen Kaisers“ verliehen und dem Familienoberhaupt nicht der „Geheimrat“-Titel, obwohl, wie man mit leicht anklagendem Unterton sagt, „die Firma doch dem Hofstaat des Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm III., noch im letzten Jahre seiner Regierung so manche Hoflivrée und Uniform in das Palais geliefert hatte“ (S. 12). Den Titel erhofft man sich jedoch nach der Thronbesteigung des Kronprinzen – als Geschenk des Liberalismus.

Der Roman setzt ein mit dem Neujahrstag des Jahres 1887, dem Datum von Ephraim Andernachs 90. Geburtstag. Lotte hatte geplant, während des abendlichen Diners ihre Verlobung mit Ferdinand Rauch bekannt zu geben. Ferdinand sollte daher zum Schluss des Diners erscheinen. Doch dieser Plan wird zurückgestellt, weil der Großvater bei einem Gespräch am Morgen mit Ferdinands Vater die Zustimmung zur Heirat noch nicht gegeben hat.

---

<sup>17</sup> Der Erzähler äußert sich über Louise und ihr Verhältnis zur Religion in folgender Weise: „Im Gegensatz zu ihrem Mann [i.e. Friedrich Wilhelm Andernach], der für dergleichen keine Zeit mehr hatte, zeigte Louise Andernach eine mehr konservativ als religiös gerichtete Neigung, die alten Gebräuche zu befolgen. Die Sabbatkerzen hatte sie gestern selber angezündet. Da sie mit häuslichen Vorbereitungen zum ersten Januar hinreichend beschäftigt war, so hatte sie geschwind die weißen Hände über den Flammen ausgebreitet, leichthin den Segensspruch vor sich hinsprechend, in einer Gedankenfolge wie: Den Schlüsselkorb suchen; zu Schmidt schicken, ob er Mimosen aus Frankreich bekommen hat; die Kerzen im Sabbatleuchter anzünden, den Segen sprechen und dann in die Wäschekammer und Johanna Wäsche herausgeben.“ (S. 74 f.)

<sup>18</sup> Der Name Stroumenberg steht an dieser Stelle vermutlich für Strousberg. Bethel Henry Strousberg wurde innerhalb kurzer Zeit durch die Spekulation mit Eisenbahnaktien reich.

<sup>19</sup> Das Familienoberhaupt, Ephraim Andernach, ist sich bewusst, dass er mit seiner Weigerung, seinen Kindern und Enkeln den Übertritt zum Christentum zu verwehren, eine längst bestehende Realität absichtsvoll verdrängt. Über seinen Sohn Werner, der die Firma in Moskau vertritt, sagt er: „Aber es ist mir bekannt, daß man in Rußland als deutscher Jude keinen Commerz eröffnen kann, und ich weiß, daß er sich vor ein paar Jahren bei dem Pfarrer der französisch-reformierten Gemeinde in dessen Privatwohnung Unter den Linden hat taufen lassen.“ (S. 32)

Die gescheiterte bzw. verschobene Verlobung spielt bei dem Diner keine Rolle. Die abendliche Konversation ist gekennzeichnet von gelassener Entspannung. Die wirtschaftliche Entwicklung verläuft konstant positiv. Probleme gesellschaftlicher Diskriminierung gibt es nicht oder sie werden zumindest nicht thematisiert. Ein aktuelles Gesprächsthema, von dem man jedoch nicht sonderlich beunruhigt ist, ist jedoch der Antisemitismus, den der Hofprediger Stoecker<sup>20</sup> und – namentlich erwähnt – der „Professor Treitschke“ in zunehmendem Maße propagieren. Ein wenig irritiert ist man allenfalls darüber, dass der junge Prinz Wilhelm, der Enkel des Kaisers, näheren Umgang mit Stoecker pflegt. Doch das, so meint man, wird sich noch geben. Noch steht Prinz Wilhelm jedenfalls fern vom Thron. „Bayreuth“ und den sich hier artikulierenden Germanenkult bzw. den diesem Germanenkult inhärenten Antisemitismus, ein anderes aktuelles Thema, nimmt man als ein erstaunliches, aber gemessen an der gesellschaftlichen Wirklichkeit eher kurioses Phänomen war – als theatralische Chimäre, jedoch nicht als Bedrohung. Bestimmend für das gesellschaftliche Klima dieser Zeitspanne, in der sich die Regentschaft Wilhelms I. ihrem Ende zuneigt, ist vielmehr der Geist des Liberalismus, repräsentiert durch Gestalten wie die der „Professoren [Theodor] Mommsen und [Rudolf] Virchow“, vor allem aber durch den Kronprinzen, die Kronprinzessin und deren gemeinsamen Freundeskreis.

### **Die Konstruktion der Geschichte**

Der Roman ist – von einigen Nebenhandlungen abgesehen – im Wesentlichen als „Familien-geschichte“ konstruiert. Doch das ist nur die vordergründige Gestalt. Seinen eigentlichen kompositorischen Kern bildet ein subtiles Konstrukt von thematischen Äquivalenzen: von Strukturen, die sich wechselseitig in Frage stellen, aber auch ergänzen, sich spiegeln und widerlegen. Die Personen und personenbezogenen Konflikte dienen nur als Material, um den komplexen Facettierungen der hier entworfenen Realität anschauliche Gestalt zu geben. Stilistisch arbeitet Speyer mit unterschiedlichen Pastiche-Techniken und ihren teils parodistisch, teils karikaturistisch verfremdenden Effekten. Der Eindruck einer kompositorischen Geschlossenheit, der gleichwohl entsteht: des Erzählens aus auktorialer Perspektive, ist fingiert. Die Andernach-Familie ist in Wahrheit nur ein Spiegel verschiedenartiger, disjunkter Lebens- und Bewusstseinsformen.

Der Roman beginnt mit dem Neujahrsmorgen 1887: zuerst mit einem „Vorspiel“, einem kurzen Auftritt des Prinzen Wilhelm bei der Abfahrt von Potsdam nach Berlin, wo Prinz Wilhelm seinem Großvater, dem Kaiser, einen Neujahrsbesuch abstatten will, dann mit einem Geburtstagsständchen für Ephraim Andernach, von dem die Familie annimmt, er sei zu dieser Zeit noch in seinem Zimmer, der sich aber bereits zu einem Frühstück bei seinem Freund Christian Adam Rauch befindet. Er endet mit dem Tod Ephraims im November 1887. Es folgt ein knapper Blick auf die 99-tägige Regierungszeit Friedrichs III.

Den Schluss des Romans bildet ein Besuch Friedrich Wilhelm Andernachs, der sich jetzt offensichtlich von Rücksichten gegenüber seinem Vater frei fühlt, die ihn bislang in seinem Verhalten eingeschränkt haben, bei seiner „Freundin“ Dorothea, bei dem er ihr mit bedeutsamen Worten die Mitteilung macht, er werde „diesem deinem Kinde“ – ihrem gemeinsamen Sohn! – testamentarisch „einige mündelsichere Papiere zukommen [lassen], dreiein-

---

<sup>20</sup> Im Text „Stöcker“. Der Roman ist gar nicht oder nur schlecht lektoriert worden. Falschschreibungen (Stöcker statt Stoecker, Menke statt Mencken) wurden auch in den Nachdrucken nicht korrigiert.

halbprozentige preußische Pfandbriefe“ (S. 470). Dann teilt er ihr mit, dass er sie demnächst auch auf eine längere Geschäftsreise mitnehmen werde. Darauf antwortet Dorothea: „Oh mein Fritz, du machst mich so glücklich“ (S. 471). – Genau diese Form einer fast grotesk anmutenden indirekten Kommentierung in Form klischeehafter Sentimentalität, der Rückgriff auf einen für Hedwig Courths-Mahler bekannten Stil, ist charakteristisch für die mitunter vertrackt subversive Erzähltechnik des Romans.<sup>21</sup>

In dem Roman dominieren zwei sich miteinander verschränkende Handlungsstränge: zum einen die Schilderung der ebenso subtilen wie liebevoll-spannungsreichen Beziehung zwischen dem Ältesten der Andernach, Ephraim, und seiner „Lieblingsenkeln“ Lotte, zum anderen die „Liebesgeschichte“ zwischen Lotte und Ferdinand Rauch. Auch hier handelt es sich um zwei thematisch konventionelle Elemente – absichtsvoll-offenkundige „Gartenlauben“-Romantik.

Die Beziehung Lottes zu Ferdinand bildet die Vordergrund-, die zwischen ihr und Ephraim die Hintergrundhandlung. Das Konfliktpotential liegt dabei ausschließlich in der Vordergrundhandlung, genauer: im Problem der Taufe. An sich stünde einer Ehe zwischen Lotte und Ferdinand nichts im Wege, wenn Ephraim seine Einwilligung zu Lottes Taufe – geben würde. Beide Familien sind überaus wohlhabend; Ferdinands Vater Christian Adam Rauch ist zudem der älteste und engste Freund Ephraims. Aber Ephraim zögert mit der Einwilligung. Da jedoch derartige Konflikte seit Shakespeares „Romeo und Julia“ in der Regel nicht mehr tragisch enden, ist der Ausgang für den Leser hinlänglich vorhersehbar. Natürlich kommt die Ehe zustande, und dabei spielen ‚Klugheit und Geschick der jungen Frau‘ – sie fädelt durch ihr Agieren aus dem Hintergrund, unterstützt durch ihren Bruder Ludwig, der über entsprechende Beziehungen verfügt, Ferdinands Versetzung ins Außenministerium ein – eine entscheidende Rolle. Auch das ist ein Courths-Mahler-Schluss.

Dieses Spiel mit Entlehnungen aus unterschiedlichen literarischen Genres, die in scheinbar naiver, tatsächlich aber mit subversiver, parodistischer Absicht präsentiert werden, ist erzählerisch genau kalkulierte Absicht. Das wird daran erkennbar, dass dem allzu konventionellen Handlungsstrang der Beziehung zwischen Lotte und Ferdinand ein anderer Handlungsstrang gegenübergestellt wird, in welchem Lottes verheiratete Schwester Malwine Werthern und ihr Mann im Zentrum stehen. Auch hier ist der Austritt aus dem Judentum das eigentliche Thema. In diesem Fall hat das Geschehen jedoch farcenhafte Züge.

Während Lotte mit der Taufe im Grunde nur eine Anpassung an zwingend gebotene gesellschaftliche Normen anstrebt, die es Ferdinand ermöglicht, ein Mädchen aus jüdischer Familie zu heiraten, ohne sich durch die Heirat mit einem Schlag seine Karriereaussichten zu verbauen, will Malwine das Judentum verlassen, *weil es ihr zur unerträglichen Last geworden ist*. Sie setzt das Leben „in der Jägerstraße“ mit einem Leben im „Ghetto“ (S. 107) gleich, wie Malwine den Sachverhalt formuliert. Malwine verlangt von ihrer Mutter die Auszahlung ihrer Mitgift bzw. ihres künftigen Erbteils. Zusammen mit ihrem Mann will sie wie die preußischen Junkerfamilien ein landwirtschaftliches Gut bewirtschaften.<sup>22</sup> Sie kleidet dieses Verlangen in die Worten: „[I]ch werde jetzt mit meinem neuen Glauben [...] eine vorbehaltlose *deutsche*

<sup>21</sup> Friedrich Wilhelm war seinem *eigenen* Verständnis nach ein „mustergültiger Ehemann vom Scheitel bis zur Sohle“. Er war sich sicher, den Normenkodex durch sein Verhalten in keinem Punkt zu verletzen (S. 240).

<sup>22</sup> Von grotesker Komik ist, dass Malwine den kultivierten, großbürgerlichen Lebensstil der „Jägerstraße“ als ‚Existenz im Ghetto‘ versteht und das Leben auf einer preußischen ‚Klitsche‘ als *Erlösung* vom „Ghetto“.

*Frau*. Ich trete *aus dieser ekelhaften Sache* aus“ (S. 112 – Hervorhebungen F.T.). Diese Formulierung impliziert jedoch keineswegs nur die bloße Abkehr von der Religion der Eltern, sondern ein Bekenntnis zum „Deutschtum“ in Kontrast zum „Judentum“. Damit offenbart sich Malwine als potentielle *Antisemitin* bzw. als Parteigängerin von Antisemiten.

Das Problem der Konversion wird vom Autor damit auf eine Ebene von erheblicher politischer Brisanz gehoben. Malwine, eine durch und durch dumme Person, mag sich der Implikationen, die ihre Formulierung, sie wolle eine „deutsche Frau“ werden, enthält, nicht hinreichend bewusst sein, denn bei ihr steht im Vordergrund des Handelns eine naive Bewunderung des preußischen Landadels und seiner Lebensformen. Dieser vermeintlichen „preußischen Schlichtheit“ und „preußischen Kargheit“ möchte sie nachstreben. Nichtsdestoweniger handelt es sich hier um ein fast paradigmatisches Beispiel ‚jüdischen Selbsthasses‘. Während Lotte also eine durchaus schon klischeehafte ‚Intrigantin aus Liebe‘ ist, ist Malwine die fast schon zur Karikatur gewordene ‚Assimilantin aus schlichter Dummheit‘. Dieses virtuose Spiel mit gegenläufigen Strukturen macht den Reiz des Romans aus.

Die Problematik von Malwines Einstellung gegenüber dem Judentum wird durch die Motive ihres Mannes, Friedrich Franz Werthern, noch gesteigert. Ist Malwine dumm, so ist er dumm und zugleich von Ressentiments bestimmt. Er fühlt sich um den ihm zustehenden Platz in der Gesellschaft betrogen:

„Da er, einer zwar seit Generationen zum Christentum übergetretenen, aber doch eben einstmals jüdischen Familie entstammend, nur mit Schwierigkeiten und ohne wesentliches Avancement Offizier in einem guten Regiment hätte werden können, so war er nunmehr [...] entschlossen, es mit der Landwirtschaft zu versuchen, die eine Art von Pendant zum Offizierskorps darstellt.“ (S. 76 f.)

Mit böser, hintergründiger Ironie wird formuliert, dass Malwine und Franz Ferdinand sich nach der „gesünderen [Luft] der Bredows, Rochows, Hakes und Treskows [recte: Tresckows]“ sehnen. Die Erzählinstanz fährt fort: Malwine „sah ihren Mann in grüner Joppe und Reithosen über seinen eigenen Ar und Halm reiten und *mit vornehmem evangelischem Ernst den gebückt dastehenden polnischen Landarbeitern Anweisungen erteilen*“ (S. 77 – Hervorhebungen F.T.).

Natürlich ist der eigentliche Grund für den Bruch mit dem Judentum, den Malwine und ihr Mann vollziehen, die soziale Ausgrenzung der jüdischen Minorität durch die christliche Mehrheitsgesellschaft. Dies könnte man als eine gewisse Entschuldigung verstehen. Der „vornehme[m] evangelische[m] Ernst“, mit dem man „den gebückt dastehenden polnischen Landarbeitern Anweisungen“ erteilt, das eigentümliche preußische Superioritätsgefühl, das dem Ehepaar Werthern so imponiert, wird damit jedoch nicht entschuldigt.

Repräsentiert Malwine in karikaturistischer Form den ‚jüdischen Selbsthass‘, die schon pathologische Ablehnung des ‚Milieus‘ und des ‚Jargons‘ (des Jiddischen), das nach ihrer Überzeugung nur durch die eigene Herkunft und Identität verleugnende ‚Anpassung an Deutschland in Gestalt des Preußentums‘ überwunden werden kann, so repräsentiert Ephraim Andernach, der Seniorchef, den Weg der Emanzipation durch ‚Bildung‘, Rationalität, intellektuelles und berufliches Selbstwertgefühl und durch auf Leistung basierenden Erfolg. Er ist eine Figur nach der Art von Moses Mendelssohn. Mendelssohn, der ‚Sokrates von Berlin‘, der nie eine höhere Schule, geschweige denn eine Universität besucht hatte, kam bekanntlich als bettelarmer jüdischer Migrantenjunge aus Dessau nach Berlin, um hier ‚zu lernen‘, brachte es

zu Ansehen durch die berufliche Arbeit in einer Seidenwarenmanufaktur und wurde, obwohl Autodidakt, zu einem der wichtigsten Repräsentanten der Berliner Aufklärung, ohne dabei – dies die Besonderheit der Zeitsituation im damaligen Berlin – in Gefahr zu sein, als Jude und Autodidakt in den Berliner Gelehrtenkreisen gesellschaftlich diskriminiert zu werden.

Die Parallelen zwischen Ephraim und Mendelssohn liegen auf der Hand.<sup>23</sup> Ephraim hat sich in seiner Jugend wie Mendelssohn die griechisch-lateinische humanistische Bildung angeeignet, eine der Grundlagen der deutschen Klassik. Vor Beginn der täglichen Berufsarbeit hat er morgens die Shakespeare-Dramen im Original gelesen (S. 31). Er sagt von sich selber, er habe sein „ganzes Leben lang Unterricht in der Glaubenslehre [!] Spinozas, des alten Moses Mendelssohn, Lessings und des ungeheuerlich großen Goethe“ genommen (S. 145). Die deutsche Klassik hat ihn in seinem Denken geprägt; die Religion ist in den Hintergrund getreten. Er hat in den Freiheitskriegen mitgekämpft und wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Er hat die Firma aufgebaut und sie zu einer Institution von Rang gemacht. – Aus dieser Perspektive wird der Wohnort, die „Jägerstraße“, ebenfalls zum Symbol: Hier wohnte eine Zeitlang Rahel Varnhagen und führte ihren Salon. Auf diese Tradition der jüdischen, z.T. autodidaktischen Bildungsbürger und -bürgerinnen, die bis in die Weimarer Republik da intellektuelle Klimas entscheidend geprägt haben, wird mit der Figur Ephraims angespielt.

Ephraim repräsentiert die Generation, die durch die rechtliche Gleichstellung erstmals zu „Staatsbürgern“ geworden ist. Er ist sich jedoch darüber im Klaren, dass die Emanzipation weder abgeschlossen noch gesichert ist. Die gegenwärtige Phase vergleichsweise großer Stabilität, so sagt er, täusche in dieser Hinsicht. Er warnt deshalb Lotte davor, zu sehr der vermeintlichen Verwurzelung in der deutschen Gesellschaft zu vertrauen. Die rechtliche Gleichstellung und der Anspruch, der „deutschen Nation“ zugehörig zu sein, seien getrennte Sachverhalte. Er argumentiert: „,[D]iese Erde gehört deinem Ferdinand Rauch und deines Ferdinands Vater, meinem sehr werten Freunde Christian Adam, und dessen Vater und Vatersvätern.“ Auf Lottes Einwand: „Uns etwa nichts davon?“, antwortet er, dass sie kein „Patrimonium“<sup>24</sup> daran habe (S. 137). Er weist sie auf die Illusion von Sicherheit hin, auf die „Kälte“, mit der im politischen Leben Entscheidungen getroffen werden. „Geld“ jedenfalls sei nicht das „bessere Erbe“:

„Besseres wohl nicht. Du erbst Geld, Börsenvaleurs, Geschäftsanteile, sogar Grundstücke und Häuser. Aber von alledem hast du nur ein Recht, das eine Handbreit über dem Boden schwebt, wie zitternde Luft. In das Erdenreich greift es nicht ein; dazwischen ist Kälte. Wann immer sie, aus irgend welchen Erwägungen, es für den richtigen Zeitpunkt ansehen, fordern sie deine Rechte entschädigungslos an sie zurück. Sie pflegen dann zu erklären, daß der Rechtsboden der Emanzipation, – so nennen sie die Gesamtheit der dir von ihnen gegönnten Rechte, – zusammengebrochen ist. Die Gründe, die sie hierfür angeben, haben mit dem

<sup>23</sup> Christian Adam Rauch spielt direkt auf diese Verbindung an, wenn er sagt: „[...] Du gehst doch ebensowenig in die Synagoge, wie ich meinerseits mich hüte, in meine Kirche zu gehen. [...] Wir beide haben doch noch sozusagen den Saum von Gotthold Ephraim Lessings und von Moses Mendelssohns Totenhemden gestreift. [...]“ (S. 31) An der Beerdigung von Ephraim Andernach nimmt – auch dies eine symbolträchtige Parallele zu Mendelssohn – Theodor Mommsen teil (S. 452).

<sup>24</sup> Ephraim orientiert sich hier offenbar an der Unterscheidung, die das Staatsrecht der römischen Kaiserzeit zwischen dem Privatvermögen des Herrschers im Gegensatz zum Staatsvermögen macht. Er trennt also das Privatvermögen der deutschen Juden vom „Staatsvermögen“.

Verhalten der Männer und Frauen meines Glaubens und Volkes nichts zu tun. Dieselben könnten sich so oder auch ganz anders, besser oder schlechter betragen, – zu irgend einem Zeitpunkt wird ihnen bedeutet, [...] der erwähnte Rechtsboden ihrer Emanzipation sei von den Männern und Frauen meines Volkes und Glaubens selber zertrümmert worden. [...] In diesem Jahrzehnt, in dem wir leben, wird den Menschen meines Glaubens und Volkes der Vorwurf gemacht, sie sonderten sich hochmütig von den anderen ab, betrachteten sich als eine Nation im Staat und seien [...] *nicht* bereit, in unserem neuen deutschen Reiche aufzugehen. Es bedarf nun keiner besonderen Gabe der Voraussicht, um zu erkennen, daß man sie in ein paar Jahren für das Gegenteil, nämlich für ihre allzu vehemente Anpassung, für ihre allzu eifrige Beteiligung an den Kriegen und Eroberungszügen unseres Landes, für ihre allzu gern und allzu zahlreich vollzogenen Eheschließungen mit Christen und Christinnen wird diffamieren und bestrafen müssen. Dann, meine Tochter, kommt mit Notwendigkeit irgend ein Tag, an dem sie dir auch die höchsten deiner Rechtsgüter aufheben: dein eigenes Leben, das Leben deiner Kinder und deiner nächsten Angehörigen“ (S. 137 f.).

Damit wird auch klar, worin das eigentliche „Erbe“ besteht, das Lotte aufgrund ihrer jüdischen Herkunft zukommt: Es ist die Begabung zu nüchterner, illusionsloser Erkenntnis. Sie lässt sich nicht von Wunschdenken lenken, sondern gibt der Realität ihr Recht. Entsprechend setzt sie im Anschluss an dieses Gespräch kommentarlos ihren Plan durch, eine Versetzung Ferdinands ins Außenministerium zu arrangieren, wo seine Heirat – etwas – weniger Anstoß erregt.

Lotte ist über Ephraims Antwort erstaunt. Sie fragt ihn, ob Bismarck oder der Kaiser sich tatsächlich dafür hergeben würden, den von Ephraim erwähnten elementaren rechtlichen Schutz der jüdischen Minorität aufzuheben. Ephraim antwortet ihr lakonisch: „[W]enn es ihm je notwendig erscheinen wird, so tut er es [...]“. Darauf fragt Lotte nach einem „Heilmittel“ gegen ein derartiges „Übel“, und Ephraim antwortet:

„Das Heilmittel ist bei uns nicht anzuwenden, meine Tochter.“

„Sondern bei wem?“

„Bei den andern. Krank ist nur der Schächer.“ (S. 139)

Aus Ephraims Worten spricht der Autor Speyer. Speyer ist davon überzeugt, dass Minoritäten immer ein Spielball der Machtinteressen der Mehrheit und ihrer politischen Führung sind. Diese Führung wird zu bestimmten Zeiten durch „Schächer“, also Räuber und Mörder, repräsentiert. Den Unterschied zwischen dem „Recht“, auf dem die Minderheit insistiert, und den Machtinteressen der Mehrheitsbevölkerung zu negieren ist für Ephraim nichts anderes als Illusionismus. Den „Klarsichtigen“, nicht den Illusionisten, gehört nach seiner Auffassung das „Himmelreich“.<sup>25</sup> Die Minderheit wird stets nur Opfer sein.

Lotte orientiert sich an dem, was Ephraim ihr sagt. Sie ist sich durchaus bewusst, dass es in der Gesellschaft ganz entschiedene Vorbehalte gegenüber Juden gibt und dass Heiraten zwischen Angehörigen christlicher und jüdischer Familien gravierende berufliche Nachteile mit sich bringen. Entsprechend hatte sie am Vormittag Ferdinand gefragt: „Aber wird dir das in deiner Karriere nicht schaden, daß ich, – wie nennt man das? [...] Ich meine, daß ich Eine

<sup>25</sup> Der Autor treibt ein virtuoses Spiel mit Sottisen im Grenzbereich von Anzüglichkeit und Blasphemie. Er lässt Ephraim sagen: „[...] selig sind, die offenen Auges sind, denn sie werden das Himmelreich der Intelligenzen erblicken“ (S. 298).

von diesem Stamm da bin“ (S. 62, Hervorhebung F.T.). Zu diesem Zeitpunkt hatte sie die Frage nur pro forma gestellt, in der Gewissheit, dass Ferdinand eine solche Befürchtung zurückweisen werde. Nach dem Gespräch mit Ephraim wendet sie sich jedoch mit der Bitte um Hilfe an ihren Onkel Ludwig, der aufgrund seiner Beziehungen zur Umgebung der Kronprinzessin, zur „Villa Carlotta“, die Möglichkeit hat, ebenso diskret wie effektiv die entsprechenden Karrierehemmnisse zumindest teilweise aus dem Wege zu räumen.

Eine andere Einstellung zum Problem der Konversion als Lotte und Malwine Werthern vertritt Louise Andernach, ihre Mutter. Diese erwägt nicht im Entferntesten den Übertritt zum Christentum. Einen entsprechenden Problemdruck verspürt sie nicht. Die Zeit der Diaspora ist für sie endgültig beendet – auch ohne Konversion. Etwas spöttisch die verbliebenen Reste jüdischer Religiosität aufnehmend,<sup>26</sup> formuliert Louise Andernach den Sachverhalt mit scheinbarer Naivität, in Wahrheit mit handfestem, historisch geurteilt allerdings kurzsichtigem Realitätsinn: „Frau Rat Andernach war damit einverstanden, unter diese Heiden vertrieben worden zu sein, denn die über sie verhängte Wanderschaft war hierorts endgültig und auf das günstigste beendet worden“ (S. 75). – Natürlich ist das eine Illusion. Die Erzählinstanz hütet sich jedoch davor, Entsprechendes in Zusammenhang der „Frau Rat Andernach“ auch nur anzudeuten.

### **Decouvrierende Komik, groteske Szenerien, Sarkasmen**

Die Erzählinstanz, die den Roman organisiert, ist keineswegs mit Ephraim und seinen Überzeugungen gleichzusetzen. Sie lenkt den Blick des Lesers jedoch mit Hilfe Ephraims auf die Möglichkeit künftiger politischer Entwicklungen hin, die zum Zeitpunkt der Romanhandlung noch nicht vorstellbar sind. *Die entsprechenden, den geschichtlichen Ereignissen vorausgreifenden Verweise erreichen die Personen des Romans jedoch nicht.* Wie sollten sie es auch? Die Personen leben in einer anderen Zeit. Jede Person geht ihren eigenen, vom eigenen Denken und den eigenen Zielen bestimmten Weg. *Alle Figuren des Romans handeln nach ihrer eigenen, nach dem Maßstab ihres Urteils realitätsgerechten Einschätzung der Welt, und sie handeln unterschiedlich.*

Ein zentrales Thema, das die Erzählinstanz mit Hilfe von Komik und von Sarkasmen veranschaulicht, ist die radikal irrationale Widersprüchlichkeit des menschlichen Verhaltens und der menschlichen Psyche. Die Anschauungsobjekte sind dabei absichtsvoll zufällig. Das Instrumentarium, mit dessen Hilfe der immanente Irrationalismus aufgezeigt wird, hat hauptsächlich sprachlichen Charakter.

Als Beispiel bietet sich die beinahe zufällig auftauchende Figur der Köchin im Haushalt von Anna Andernach an, die mit ihrem Mann Charles am Kurfürstendamm, also im ‚Neuen Westen‘, wohnt. Die Köchin, eine handfest-proletarische Gestalt, tritt dem Leser überraschenderweise als Reinkarnation einer antiken Heroin entgegen bzw. als weibliche Lear-Figur. An Letzteres erinnert ihre Klage über ihre „zwei undankbaren Töchter“ und deren Männer. Als ob diese Verfremdung noch nicht ausreichen würde, wird die Beschreibung zusätzlich in den Rahmen einer historischen Analogie eingegliedert – einer Analogie zumal, die selbst einem gebildeten Leser normalerweise nicht präsent ist und die deshalb Belustigung

<sup>26</sup> Louise Andernach erinnert sich hier an die Inschrift über dem Portal der Neuen Synagoge in der Oranienburgerstraße, „eine dick verstaubte archäologische Weisheit“: „Ja, ich habe sie fernweg unter die Heiden lassen treiben. Ezechiel XI, 16.“ (S. 75)

auslösen muss. Sie ist sowohl chronologisch – den Bezug bildet die deutsche Geschichte des 16. Jahrhunderts – als auch aufgrund der völlig Missachtung der im 16. Jahrhundert noch geltenden Ständeordnung – es wird gesagt, dass die Köchin [!] „in custodia“ lebe wie „wie der Landgraf von Hessen [!] am Kaiserhof Karls des Fünften“ – auf geradezu groteske Art und Weise unangemessen. Sie steht in klarem Kontrast zu dem banalen beruflichen Arbeitsalltag, der Ausgangspunkt der Beschreibung ist:

„Die Köchin hauste hier [in der Wohnung von Anna Andernach am Kurfürstendamm] wie eine dumpfe Gefangene. Sie blieb am Kurfürstendamm jenseits der Korridore in custodia, wie der Landgraf von Hessen am Kaiserhof Karls des Fünften. Vorn herrschte die Stille häuslicher Organisationen, eine gleißende, gezirkelte Systematik in der Aufstellung aller Geräte, eine reinliche Pedanterie in der Zuordnung aller Gegenstände. Hinten hantierte die Köchin mit Pfannen und Töpfen und, wie der arrestierte Landgraf, hob sie zuweilen die Faust. Ihre stumme Drohung aber galt nicht den herrschaftlichen Räumen, von denen ihr deshalb nichts Quälendes zukam, weil sie sie nicht kannte und nichts von ihnen wissen wollte, wodurch sie sich auf ihre Art ein ‚Unter-Sich-Sein‘ geschaffen hatte, sondern sie hob die Faust gegen den Nord-Osten der Stadt, gegen das Prenzlauer Tor hin, wo ihre zwei undankbaren Töchter mit ihren Männern und Kindern lebten, die alle auf ihren Tod und ihre Ersparnisse warteten, während die jüngste Tochter, von der Köchin zuerst verkannt und dann bitterlich betrauert, früh dahingegangen war. In den Töchtern am Prenzlauer Tor sah die Köchin ihre Kerkermeister, die sie an ihren Dienst schmiedeten, nicht in der Andernach-Herrschaft. Kein Geistlicher hätte es ihr einzureden vermocht, daß die wirtschaftliche Rangordnung später einmal [nach 1945 – F.T.], dort drüben, zugunsten der Armen umgestoßen werde. Sie glaubte an eine Erbtugend, die Gott mit Reichtum und Macht belohne, und daß Er infolgedessen keine Ursache habe, drüben gewisse Persönlichkeiten umstürzlerisch zu bestrafen, die er hüben, mit so viel Berechtigung, ausgezeichnet hatte.“ (S. 313)

Das ist eine durchaus autoritative, ‚auktoriale‘ Beschreibung einer Figur in ihrer Widersprüchlichkeit. In der Beschreibung dominieren literarische bzw. historische Bezüge. Ihnen steht als Kontrastebene ein konträr gestaltetes *räumliches* Ordnungssystem zur Seite, das durch seine Absurdität den Eindruck von grotesker Komik noch weiter steigert: „*vorn*“ (in der Küche) die „gleißende, gezirkelte Systematik“ – „*hinten*“ ein bloßes ‚Hantieren‘; *im* „*Westen*“, also am Kurfürstendamm, die „stumme Drohung“ gegen „*den Nord-Osten*“, die Region um das Prenzlauer Tor, wo das Proletariat lebt. Widersprüchlichkeit und rigider Ordnungssinn verwandeln die Beschreibung in eine groteske Miniatur.

Zu den autoritativen Instrumenten, mit denen die Erzählinstanz den Rezeptionsvorgang in der Weise parteiischer Dissonanz lenkt und beeinflusst, gehört auch der abrupte Wechsel der Szenerie. Der Roman setzt ein mit einem Vorspiel von ominöser Bedeutsamkeit, in dessen Zentrum Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Wilhelm II., steht. Es folgt das beschauliche, beim Leser Nachdenklichkeit stimulierende Rendezvous Ephraim Andernachs mit seinem Freund Christian Adam Rauch im Hause Rauchs. Dann wechselt das Geschehen jedoch unvermittelt in das feudale „Hôtel de Saxe et de Pologne“, und zwar in ein „schamper seeparö“ – so die Formulierung des Droschkenkutschers Jakob Schulvater, von dem Ferdi-

and Rauch sich fahren lässt. *Noch vor Lotte* tritt damit Ferdinand Rauch in Erscheinung, Lottes künftiger Ehemann. Er feiert an diesem Morgen in einem als „das rote Zimmer“ apostrophierten Raum den Abschied von seiner Junggesellenexistenz. In diesem Zimmer haben sich augenscheinlich die amourösen Abenteuer des jungen Mannes vollzogen. Am Abend soll die Verlobung mit Lotte bekannt gegeben werden.

Ferdinand Rauch hatte bei früherer Gelegenheit, ohne dass ihm das bewusst gewesen war, Elli, *eine Enkelin des Droschkenkutschers Schulvater*, in dieses Etablissement gebracht. Als Elli ihm lachend mitteilte, dass es bei ihrer Heimkunft „Stunk und Senge“ setzen werde, weil Schulvater natürlich seine Enkelin erkannt hatte, war Ferdinand zunächst ein wenig beunruhigt. Doch diese Irritation legte sich schnell; sie steigerte vielmehr sein erotisches Begehren. Die Erzählinstanz beschreibt daraufhin präzise und zugleich decouvrierend deutlich die anachronistische Attitüde, mit der der junge Mann sich dem Proletariermädchen nunmehr nähert. Für Ferdinand Rauch, den Bürgersohn, ist Elli eine „Beute“, auf die er aufgrund ständischer Superiorität ein angestammtes „Recht“, das „jus primae noctis“, hat. Elli ist seinem Verständnis nach gleichsam ein Familienmitglied, er meint, ihr aus diesem Grund mit „Vaterzärtlichkeit“ zu begegnen, und aus dem Reiz des schnellen Genusses erwächst das Verlangen „nach der nächsten“:

„Mit der Vaterzärtlichkeit eines jungen Gutsherrn, der die Beute primae noctis packt, nahm er die Berliner Kutscherenkelin zweiter Klasse in seine Arme und küßte in dem weißen Gesicht die veilchenblaue Trübung unter ihren Augen. Schnell genossen, erweckte die Blasse, Hochaufgeschossene, mit dem höhnischen Kindermund unter wendisch geschwungenen Backenknochen und dem Ponyhaar auf niedriger Stirn Verlangen nach der nächsten, nach der andern, zum Beispiel nach ihrer älteren Schwester Minchen Mücke oder nach ihrer Freundin von der Gemeindeschule her, Riekchen Frick.“ (S. 43)

Kunstvoller als durch die Wendung „[m]it der Vaterzärtlichkeit eines jungen Gutsherrn“ sind Psyche und Attitüde des jungen Ferdinand kaum zu beschreiben. Er agiert hier ganz und gar als Vertreter der Oberschicht. Geradezu schockierend wird dem Leser in diesem Augenblick die Tatsache bewusst, dass genau dieser Ferdinand der von Lotte Andernach ersehnte Ehemann ist. – Auf den Rückblick auf ein peinliches Ereignis, das mit dem Ort des Geschehens verbunden ist, folgt die aktuelle Mitteilung, dass auf Ferdinand vor dem Hotel eine junge Dame in einem Coupé warte. Diese Nachricht löst bei Ferdinand eine gewisse – verständliche – Besorgnis aus:

„Ferdinand schüttelte mißbilligend den Kopf. Er war überzeugt davon, daß es sich um eine ganz bestimmte weibliche Persönlichkeit handelte, die ihm eine Szene machen werde, weil er sich in den letzten Monaten aus ihrer Gesellschaft zurückgezogen hatte, eine rheingoldblonde Löwenbändigerin aus dem Zirkus Renz, deren Bekanntschaft er im vorigen Jahr Paul [Andernach] zu verdanken hatte.“ (S. 53)

Ferdinand wird jedoch nicht von einer rheingoldblonden Löwenbändigerin erwartet, sondern von Lotte – ein Spaß, den sich die Erzählinstanz mit dem Leser macht.

Ein Teil des Instrumentariums absichtsvoll disjunkter Elemente, die die Erzählinstanz kompositorisch zusammenfügt, sind auch die ausschweifenden, irrsinnigen Amouren von Paul Andernach, ferner das Doppelleben mit einer Mätresse aus dem Kleinbürgertum und einem

illegitimen Sohn, das Salomon Friedrich Wilhelm Andernach, der scheinbar so seriöse älteste Sohn Ephraim Andernachs, abseits der bürgerlichen Wohnviertel, in der „Katzbachstraße“, führt; insbesondere aber die grotesken Eskapaden, die die Adelsclique der preußischen Stargards auf ihrem Familiengut in Alt-Jerichow vollführt.

Die Stargards werden aus Anlass eines dienstlichen Besuches beschrieben, den Ferdinand Rauch in Alt-Jerichow macht. An die Schilderung wilder Jagden und abendlicher Feiern, die Ferdinand hier erlebt, schließt sich jedoch unverhofft ein „Abgesang“ an, der auf „fast ein halbes Jahrhundert später“ datiert ist. Ferdinand Rauch ist zu dieser Zeit vierundsiebzig Jahre alt. Der Anknüpfungspunkt ist erneut eine winterliche Familientagung in Alt Jerichow. Mit Erstaunen nehmen die Stargards wahr, dass sich diesmal etwas verändert hat. Es handelt sich um eine ihnen unbekannte – schwarze – Uniform:

„Mit verdutzter Ironie betrachteten sie sich die ihnen bislang unbekannt gebliebene Uniform eines ihrer Sprößlinge, der sich alsbald vom Familien-Ältesten beurlaubte, da er heute abend noch Bewachungsdienst im Konzentrationslager Oranienburg [!] zu verrichten hatte. Die zurückgebliebenen Verwandten fragten einander: Ist unser Herr Vetter nur grund-ordinär, ein geborener Verbrecher oder verllorener Sohn? Oder ist er voraussehend und raffiniert genug, um frühzeitig auf einer Seite zu liegen, auf die wir uns später auch einmal, wohl oder übel, werden legen müssen.“ (S. 206)

Mit diesem speziellen Vertreter der Stargards wird anschließend Ferdinand Rauch in Bezug gesetzt. Dadurch erfährt der Leser von Rauchs Schicksal im Dritten Reich:

„An jenem Abend im Februar nun bewachte dieser Stargard-Jerichow im schwarzen Tuch der Mörderuniform, die ihm, nach Vertreibung aller Andernachs, die Firma in der Jägerstraße geliefert hatte [!], von seinem Turm aus mit Maschinengewehren den im Konzentrationslager Oranienburg inhaftierten Reichsminister Dr. jur. Dr. h.c. Ferdinand Rauch.

„Sieh einmal an“, dachte dann der Minister der deutschen Republik. „Wieder steht man auf einem Hof. Vom Turm herab tobt ein Stargard-Jerichow. In einem Haus nicht weit von hier wird gebrüllt. Alles wiederholt sich im Leben. Aber damals rauchte man seine Partagas.““ (S. 206)

Ein wenig später, „in den letzten Kriegsjahren“, erschießen [!] die Stargards „den Herrn Vetter auf der letzten aller Stargard’schen Rotwildjagden“ – auch dies eine überraschende, groteske Pointe. Die Erzählinstanz spielt mit dem Leser, lockt ihn in die sentimental-niederungen der „Gartenlauben“-Romane, um ihn anschließend mit sarkastischen, grotesken Karikaturen zu überrumpeln.

Die subversiven Sarkasmen der Erzählinstanz gipfeln in einer Invektive gegen die dankenlose Dummheit, mit der Fontane in den „Wanderungen“ in Hinblick auf die Schlachtfelder des Siebenjährigen Krieges die Frage aufwirft, ob sie nicht „wie große Kirchhöfe, einen reicheren Acker schaffen?“<sup>27</sup> Die Erzählinstanz konterkariert dies Anmerkung, indem sie auf das 20. Jahrhundert verweist:

<sup>27</sup> Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 2: *Das Oderland*. Hrsg. von Walter Keitel. Frankfurt a.M. [u.a.]. (= Ullstein Taschenbuch. Bd. 4502), S. 384.

„Wesentlich günstigere landwirtschaftliche Ergebnisse neudeutscher Bodenkultur hat man dann im zwanzigsten Jahrhundert mit der Juden-Asche von Millionen von Kindern, Frauen und Männern erzielt. Ganz ohne Frage werden sich auch hier inmitten blühender Äcker und Gärten dereinst Gedenksteine erheben, die davon Kunde geben, daß siegreiche Feldherren von diesen Anhöhen aus die Strategie und Taktik der Konzentrationslager ersonnen und plangemäß durchgeführt haben. Und diejenigen Völker, die sich nach dem großen Judenschlachten des Zweiten Weltkrieges eines verstärkten Antisemitismus berühmen dürfen, werden inmitten goldener Weizenfelder und goldengrüner Gärten eben diesen Strategen Monumente der Verehrung errichten, gegen die der falbe Schein auf dem Zorndorfer Feld eine Lumperei darstellt.“ (373 f.)

### Das Gesicht des Antisemitismus

Man könnte als Rezipient den Eindruck gewinnen, bei Speyers Roman handle es sich um nichts anderes als ein historisierendes literarisches Spiel mit unterschiedlichen Genres und Stilen, Milieus und Figuren. Der intellektuelle Anspruch ist jedoch weit ernsthafter. Unverhofft und abrupt wird die Zeitebene des 19. Jahrhunderts verlassen und in Prolepsen erscheint das 20. Jahrhundert: die NS-Diktatur, der Holocaust, Verfolgung und Exil. Eben begleitet der Rezipient noch Angehörige der Andernach-Familie bei einem Spaziergang auf dem Kurfürstendamm, plötzlich befindet er sich jedoch am Pazifik in der Zeit der 1940er Jahre. Sprachlicher Ausgangspunkt ist dabei das Zeitadverbis „später“:

„An diesen sommerlich flimmernden, optischen Straßenstreifen [den Kurfürstendamm] dachte Dodo [der Sohn von Charles und Anna Andernach] *später*, wenn er sich mit seinem Vetter, dem in der Februarnacht geborenen Walter Andernach,<sup>28</sup> Pauls jüngstem Sohn, ihrer Kinderjahre am Kurfürstendamm erinnerte.“ (S. 323; Hervorhebung F.T.)

Über das Erscheinungsbild der weltstädtischen Stadt, des wilhelminischen Berlin, legt sich mit einem Schlag das von Ovid sich herleitende Bild des ‚düsteren Pontiens‘, des Exillandes – das Bild der Verbannung in die ‚Kälte‘, fernab der ‚Sprache‘:

„Angesichts so vieler Salons, Pracht der Bilder und Frisuren, kaiserlich drapierter Fenster und Fassaden, überkam Dodo ein hölderlinisches Schaudern. Er sagte zu Walter Andernach: ‚Die Mauern stehen *sprachlos und kalt*. Im Winde klirren die Fahnen.“

*Später* sollten die Freunde diese Worte des großen Gedichtes wiederholen, als ihnen *in der Verbannung* die kalifornischen Berge, das schifflose Meer, die Häuser und Lichter der flach flimmernden Stadt *sprachlos und kalt* vor Augen standen.“ (S. 324, Hervorhebungen F.T.)

In der Regel wird das Motiv der epochalen Katastrophe jedoch ebenso behutsam wie tückisch vorbereitet. Eben noch hieß es noch: „Man war in Berlin unter sich“ (S. 334) – eine Formulierung, die Konstanz, vor allem jedoch ‚Ordnung und Gesittung‘ suggeriert –, aber bereits einen Moment später richtet sich der Blick auf die Gegenwart, die zur gleichen Zeit, als „man unter sich war“, bereits anwesend und sichtbar war, *sofern man diese Gegenwart wahrnehmen wollte*:

<sup>28</sup> Wie bereits erwähnt, wurde im Februar 1887 Wilhelm Speyer als Sohn des Paul Speyer geboren.

„Doch in gewissen intellektuellen Kreisen sah man die Zeit gekommen, nach dem Vorbild des panslawischen einen alldeutschen Verband zu gründen und von dort aus im Sinn der Germanen-Vorherrschaft seinen Einfluß auf den Prinzen Wilhelm und die Optimatenkreise des Reiches zu erstrecken. In gewissen historisch philosophischen Fakultäten, in manchen Hörsälen und Seminarien deutscher Universitäten, vornehmlich aber in der Villa Wahnfried zu Bayreuth, unter den Nachkommen, Adepten und Adoranten des Komponisten, dort allerdings schickte man sich an, behutsam und vorsichtig dem Volk das Rattengift auszulegen, an dem es ersticken sollte.“ (S. 335)

Im Umkreis der loyalen, anhänglichen Dienerschaft der Andernachs taucht in diesem Zusammenhang der erste – deutlich karikaturistisch gezeichnete – Antisemit auf: Ewald Sawade. Er besichtigt die Wohnräume der Andernachs und resümiert seinen Eindruck mit den Worten:

„Meine Damen und Herren, was wir eben haben mitansetzen müssen, das war *wirklich furchtbar*.“ (S. 351)

Als die Bemerkung bei den Anwesenden auf Unverständnis stößt, fügt er eine Äußerung an, in der die Programmatik des Antisemitismus bereits gespenstisch-unmissverständlich Ausdruck findet:

„Meine Damen und Herren. Entweder wir erhalten als Hausknechte und Stiefelputzer den Juden ihren Besitz. Oder wir nehmen ihnen alles [...]“ (S. 352)

Damit ist der unmittelbare Anschluss an die Ereignisse des Dritten Reiches vollzogen. – In einer weiteren Prolepse wird richtet sich der Fokus auf Friedrich Wilhelm Andernachs illegitimen Sohn und seinen Weg:

„Und als im zwanzigsten Jahrhundert die Rotte Korah über Deutschland herfiel, sollte Friedrich Wilhelm Andernachs Sohn, im Haß auf seine väterliche Abkunft, einer der höchsten Beamten im Reich der Narrheit, des Unrechts und der Verbrechen werden.“ (S. 275)

Warum und weshalb ein Mensch Antisemit ist oder zum Antisemiten wird, ist für die Erzählinstanz – und damit für den Autor – jedoch nicht vorhersehbar. Juden und Nicht-Juden unterscheiden sich nicht grundsätzlich voneinander:

„Doch diese Menschen alle, – in nichts Wesentlichem unterschieden sie sich von andern. Durchaus nicht hatte der Höllenfürst persönlich Jakob Ephraim Andernach und seinen Sohn Friedrich Wilhelm, oder Lotte, Paul, Ludwig und ihre Mutter, die Frau Rat, mit Grundlagen gebrandmarkt. Sie waren nicht besser und nicht schlechter als das Volk, dem sie angehörten. Weder Gott noch der Teufel hatte mit ihnen etwas Besonderes im Sinn. Nicht im Guten und nicht im Bösen waren sie auserwählt.“ (S. 307)

Als ob dazu eine Klärung notwendig wäre, folgt eine weitere Aussage:

„Dennoch sollten nur wenige Jahrzehnte dahingehen, und mit lümmelhafter Verücktheit wurde beschlossen, daß man zum Wohl und höheren Gedeihen des Reiches die Andernachs berauben, austreiben, einsperren, der Entehrung und jeglicher Art qualvollen Todes preisgeben müsse.“ (S. 307)

Auch diese Aussage wird noch einmal gesteigert. Der Autor Speyer nimmt hier direkten Bezug auf den ‚Vansittartismus‘, die Germanophobie in der Endphase des Zweiten Weltkrieges<sup>29</sup>:

„Worauf dann, ein wenig später, eine neue Gruppe von *Narren in aller Welt* auftrat und genau die gleiche Frage, die einst die Deutschen in Hinsicht auf die Andernachs gestellt hatten, sich nunmehr in Hinsicht auf das ganze Reich vorlegten: ob dieses nicht zum Verderben der andern in die Geschichte der Menschheit hineingestoßen worden sei? Und ob menschliche Gesittung es nicht erfordere, die Deutschen, wie sie da waren, mit Stumpf und Stiel, mit Kind und Kegel auszurotten?“ (S. 307 f., Hervorhebung F.T.)

Nur als rational denkendes Wesen, unbeeinflusst von Ideologien und aktuellen Stimmungslagen, kann der Mensch in dieser Welt bestehen. Er wird gegebenenfalls trotzdem Opfer von Massen- und Rassenwahn werden.

### **Phaeton und Fortuna - das Spiel mit ikonografischen Konfigurationen**

Der Autor Wilhelm Speyer spielt nicht nur mit Hilfe narrativer Virtuosität, Sarkasmen, komisch-grotesker Verfremdungen oder makabrer Konfigurationen, sondern auch mit Symbolen der traditionellen künstlerischen Ikonografie. Zieht man dieses Spiel mit hintergründigen Bedeutungen und Verweisen in das Verständnis des Romans mit ein, dann gewinnt der scheinbar nur ironisch-melancholische Titel „Das Glück der Andernachs“ unverhofft eine überraschend andere Bedeutung.

Der zentrale Bezugspunkt ist der Fries über der „Tapete“ in Ephraims Schlafzimmer. Er stellt die Sage von Phaeton dar. Diesen Fries hatte sich Ephraim von Schinkel [!] entwerfen und ausführen lassen. Phaeton, „allzu stolz auf seine unmittelbare göttliche Abkunft und um Zweifler an ihr zu beschämen“ (S. 130 f.), hatte von seinem Vater Helios das Versprechen erschlichen, einen einzigen Tag lang das Sonnengespann durch den Himmel zu führen. Diesen Tag nun führt der Fries dem Betrachter vor Augen:

„wie das ungeschickte Kind, das die ihm anvertrauten Zügel keines Weges, von der ersten Minute des neuen Tages an *nicht* zu lenken vermochte, den größten kosmischen Unfug anrichtete, den das Weltall jemals erlitten hatte. Hier am eisigen Pol erwärmte Phaeton die längst schon vor Kälte starr gewordene Schlange, die von der heranzuckenden Glut anschwell, zu neuem Grimm erwacht gegen die Menschheit. Riß aber das beflügelte Viergespann, halb verrückt in seiner nie zuvor gefühlten Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung, den Wagen in die Tiefe, nach Süden zu, so geriet dort das Gestirn dicht an die Erde, den äthiopischen Völkern trat das Blut in die äußerste Rinde ihrer Haut; und das konnte man gut auf dem bunten Streifen erkennen, wie helle Menschen nun zu mohrenschwarzen wurden; ferner, wie die Glut einen großen Teil des Mediterranäischen Meeres zur Libyschen Wüste austrocknete, und auch, wie mit zerstreuten Haaren die Fluß- und Seegottheiten Europas und Afrikas, vom Rhein bis abwärts zum Nil, die verdampfende Feuchte ihrer Gebiete beweinten, während Atlas sich mühte, daß die glühende Achse der Erde seiner Schulter nicht entgleite, bis endlich [...] Jupiter

<sup>29</sup> Zum Vansittartismus vgl. Jörg Später: *Vansittart. Britische Debatten über Deutsche und Nazis 1902-1945*. Göttingen 1945; Matthias Wolbold: *Reden über Deutschland. Die Rundfunkreden Thomas Manns, Paul Tillichs und Sir Robert Vansittarts aus dem Zweiten Weltkrieg*. Münster 2005, insbesondere S. 105-163.

[...] mit seinem Blitz der unsagbaren Verwirrung ein Ende bereitete und den anmaßenden Knaben in die Tiefe schleuderte [...], worauf der Wagen aus Gold, Silber, Chrysolith und gereihten Edelsteinen mit zerrissener Deichsel, zerbrochenen Rädern und Speichen, weit über das Firmament hin verstreut, in ruhmlosen Trümmern versank.“ (S. 131 f.)

Es ist unverkennbar, dass hier eine welthistorische Katastrophe, begangen aus Übermut und Unfähigkeit, beschrieben wird. Die Quadriga, die diese Katastrophe auslöst, steht aufgrund topografischer Nähe in unmittelbarem Bezug zu einer anderen Quadriga: der Quadriga auf dem nur wenige hundert Meter von der Jägerstraße entfernten Brandenburger Tor. Der „Sturz Phaetons“ wäre demnach gleichzusetzen mit dem ominösen ‚Griff nach der Weltmacht‘, also mit der jüngeren deutschen Geschichte. *Dies ist jedoch eine Deutung Außenstehender, Nachgeborener*. Ephraim selber versteht die Geschichte seiner „Tapete“ als *Warnung vor dem Übermut*, der eine Begleiterscheinung des wirtschaftlichen Erfolges ist.

Das Gegenstück zu dem „Sturz des Phaeton“ bildet eine Plastik, die „Das Glück der Andernachs“ benannt ist. Sie ist Ephraim zu seinem 60. Geburtstag von seinen Angestellten geschenkt worden. Johanna, eine der Bediensteten, erläutert im Berliner Dialekt, was hier dargestellt ist:

„Fortuna sitzt mit ihren langen Flügeln und [...] mit nackten Füßen auf der Erdkugel, die von einer Schildkröte auf ihrem Rücken getragen wird. Die Schildkröte bedeutet, daß das Glück langsam ankommt. Oben über den Nordpol schlängelt sich die Schlange. Die Schlange bedeutet auch was. [...] Das Material ist aus Bronze, [...] Goldbronze, Email, Glas, Messing und Lapislazuli. Auf dem Äquator hier ein Spruch in verschiedenen Sprachen. Eile mit Weile. Des hier is lateinisch, was mit festina. – Englisch hier, bitte treten Sie nur heran. [...] ‚Wait and See. – Tout Vient à Point – À Qui Sait Attendre.‘“

„Ferner arabisch und hier sogar – was sagen Sie? – hebräisch [...]‘ – Der Herr Rat sagt, das ganze bedeutet: Die Andernachs können es sich leisten zu warten.“ (S. 349)

Die Deutung „Eile mit Weile“ ist natürlich ein wenig eng. Fortuna, das Glück, ist eine sehr launische Göttin – auf die Konstanz des Glücks ist nicht zu vertrauen. Die Erdkugel ist ebenso ein höchst doppelsinniges Symbol: Sie symbolisiert die Zerstreung der Andernachs über den gesamten Erdball, und die Schlange repräsentiert die Versuchung durch die Sexualität – eine in Bezug auf die Mitglieder der Andernach-Familie allzu konkrete Gefahr.

Das Spiel mit ikonografischen Bezügen ist Teil der artistischen Verwendung differenter Stile und Genres, von Spiegelungen und Gegenspiegelungen. Speyer erweist sich aufgrund der Konstruktion seines Romans als Nonkonformist und *Artist*: als geistreicher, klarsichtiger Analytiker wie als stilistischer Virtuose; als ein Autor, der Lust am Erzählen hat, aber das Erzählen zugleich als intellektuelle Herausforderung des Lesers versteht, dabei sich nicht scheut, sein Publikum immer wieder zu schockieren. Es ist ein Spiel zwischen Einfühlung und Groteske, schonungsloser Decouvrierung, aber ebenso schonungslos-kritischer Selbstbefragung. Denn das liegt klar auf der Hand: Im Schicksal der Andernachs wird letztlich das eigene Schicksal Wilhelm Speyers und das der eigenen Familie thematisiert. Die Fiktion dient dazu, diese Selbstbefragung zu ermöglichen. Dokumentarische Treue spielt hier nur begrenzt eine Rolle. Bildung und Geschichtsbewusstsein sind in diesem Prozess der Selbstbefragung und -spiegelung wichtiger als bloße Authentizität. – „Das Glück der Andernachs“ ist ein be-

deutender Roman, der lebhaft Debatten und scharfsichtige Analysen hätte initiieren können – wenn er rechtzeitig rezipiert worden wäre.